

Mittagstisch. Um meine kleine Schwester sorgte ich mich. Sie brauchte Milch und Butter, und niemand konnte ihr das verschaffen. Ich durchforschte die Zeitung — nicht nach Heeresberichten —, sondern nach der „Butterverteilung“ und dem Buchstaben „G“, der uns galt.

In der Schule lernten wir wenig. Das wurde jetzt auch nicht wichtig genommen. Viele Lehrer waren im Krieg. Wir mußten während des Sommers Feldarbeit tun. Auf diese Weise verhalfen wir unseren Samenbauern zu billigen Arbeitskräften. Sie wurden damals sehr reich durch Zuckerrüben und Saatzwiebeln.

Manchmal standen ihre Namen großgeschrieben in den Zeitungen, weil sie wieder einmal sehr viel Geld gespendet hatten für die Kriegerwitwen und -waisen. Sie wurden Vaterlandsfreunde genannt, denn sie sorgten dafür, daß „ihrem“ Deutschland die Samenindustrie erhalten blieb.

Wir halfen mit dabei: den geringen Verdienst, den wir auf solche Weise erwarben, schenkten wir dem „guten Zweck“. Selbstverständlich. Das „Rote Kreuz“ erhielt von jeder aus meiner Klasse 2,80 M. die Woche.

Aber eines Tages besahen wir unsere Schuhsohlen, die zu Tode strapaziert worden waren in den Ackerfurchen, und es wurde uns plötzlich klar, daß etwas sehr im argen läge mit unserer „Feldarbeit“.

Die Töchter unserer Arbeitgeber hatten stets heile, feine Schuhe an, wenn sie durch die Stadt spazierten. Sie waren auch nicht vom Leder-Bezugschein abhängig wie wir.

Wir saßen am Feldrain, aßen Kohlrübenbrot mit Kohlrübenmarmelade und besprachen einmal alles gründlich. Man hatte uns eine Tonne voll Kaffee — schönen dunkelbraunen Kornkaffee mit Magermilch — herausgefahren. Das war eine große Labung für uns.

Aber nun waren wir soweit und hatten herausgefunden, daß es ein Unsinn sei, die letzten Schuhsohlen zu zerreißen, ohne einen Pfennig oder ein Stück Kuh-

haut für neue zu erhalten. Eine rief: „Den Zweck sehe ich wohl —, aber keinen guten!“

Das war das Ende der Feldarbeit, und der Anfang vom Ende aller solcher guten Zwecke. Wir fuhren fort, den Dingen auf den Grund zu sehen und sie bei Namen zu nennen. Wir nahmen von nun an unsere Sachen selbständig in die Hand. Unsere alte Lehrerin klagte: „Ihr habt keine Ideale mehr.“ Nein: — nachts träumten wir von Kartoffeln, — von weißen, trocknen, ungezählten, köstlichen Kartoffeln.

Ich durfte meine Wäsche nur noch alle 14 Tage wechseln, es gab keine Seife. Damals schrieb ich in mein Tagebuch: d. 12. 12. 16 „Wenn Friede ist (— wenn wir gesiegt haben!?) — werde ich vier Wochen lang an jedem Morgen frischgewaschene, feingeplättete Wäsche anziehen. Ich werde dann seidene Strümpfe tragen, nur ungestopfte!“

Wir hatten kohlenfrei in jenem Winter 16/17 und mußten zu Hause alle zusammen in einem Zimmer sitzen, in dem einzigen, das man heizen und beleuchten konnte. Ich hatte einen Aufsatz als Hausaufgabe bekommen. Thema: „Aus großer Zeit“. Ich haßte meine lärmenden kleinen Geschwister, während ich ihn schrieb.

Im Frühling mußte mein Bruder ins Feld. Er war noch ein Kind. Mein Vater sagte etwas von „Pflicht“ und „das Vaterland ruft“. Mein Bruder hatte Furcht.

Einmal schrieb ich ihm einen Brief, in dem etwas von Heldentum stand. Da antwortete er böse, ich sollte den Quatsch lassen.

Am Ende kam wirklich die Revolution. Für mich war sie vor allem das Ende des Krieges. Der Wind pädagogischer Neuerungen wehte stärker in den Schulen. Wir griffen selber mit zu, als es neue Rechte zu erwerben galt. Wir hatten gelernt, für uns selbst zu sorgen.

Das Problem war geblieben: „Was werden wir essen? Womit uns kleiden?“ Aber die Lösung sah nun anders aus: Man mußte Geld verdienen.

X